

Irena Berger

P E N D O

Roman

Edititon Heldenreise



Eagle Books

Copyright © 2015 Eagle Books Wasserburg am Inn
1. Auflage
Printausgabe ISBN-13: 978-3-9813672-8-7
Ebook ISBN-13: 978-3-9813672-9-4

Alle Rechte vorbehalten.
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Lektorat: Buchreif www.buchreif.de
Grafik: Fern Weirich www.fern-weirich.com
Printed in Germany
Gedruckt von GGP Media GmbH Pößneck

Eagle Books Verlag
Dipl.Päd. Franz Mittermair
Am Förchet 2
D-83547 Babensham bei Wasserburg am Inn
info@eagle-books.de
www.eagle-books.de

TEIL I

»Bist du bereit?«

Pendo zögerte.

»Bist du bereit?«, fragte sein Vater noch einmal.

Er atmete tief durch und nickte.

»Dann los«, befahl der Vater und schubste ihn in den Ring. »Lasst ihn rein«, rief er über Pendo's Kopf hinweg und schloss das Gatter hinter ihm. Dann tätschelte er ihm liebevoll den Kopf und flüsterte, »Du schaffst das, Großer, los geht's.«

Pendo richtete sich auf, umfasste das dicke Seil, das er bei sich trug noch fester mit seinen Fäusten, ging kraftvoll ein paar Schritte vorwärts, blieb stehen und wartete, den Blick fest auf das große Holztor geheftet, das sich jeden Augenblick öffnen würde.

Die Wand, zu der das Tor gehörte, war ein gutes Stück von Pendo entfernt. Dennoch schien es ihm, als käme sie mit ihrer Rundung und der Schräge zu den Seiten hin geradewegs auf ihn zu, als wolle sie ihn umzingeln, einschließen oder sogar erdrücken. *Reiß dich zusammen*, sagte er sich, *konzentriere dich auf das Wesentliche*. Wieder fixierte er das Tor. Aus den Augenwinkeln erkannte er rechts und links die Sitzreihen außerhalb des Rings. Je fester er auf einen einzigen Punkt vor sich starrte, desto klarer wurde die Sicht um ihn herum. Die Sitze waren leer. Nicht ein Platz war besetzt, so weit sein Blick reichte. Auch auf den Plätzen in den Reihen, die sich hinter ihm zu einem Kreis schlossen, saß keine Seele. Das wusste Pendo, ohne es sehen zu müssen. Aber er wusste auch, dass sie hinter ihm standen, in dem breiten Gang zwischen den Sitzen und dem Zaun, der das Publikum von der Bühne trennte. Vater, Großvater, der Lehrer und die anderen Jungen. Alle standen sie da, erwartungsvoll und angespannt. Diejenigen, die es bereits

hinter sich hatten voller Stolz, die anderen, die es noch vor sich hatten, mit leiser Furcht.

Seine Aufregung hatte sich gelegt. Er starrte auf das riesige Holztor am gegenüberliegenden Ende der Arena und hörte seinem eigenen Atem zu. Alles um ihn herum erschien ihm langsamer und leiser, alle seine Muskeln waren angespannt und seine Konzentration galt dem, was vor ihm lag.

In diesem Augenblick öffnete sich das Tor, zunächst nur einen Spalt, bis es langsam immer weiter aufging. Plötzlich vernahm er dahinter ein Knurren. Zwar wusste er, was gleich, aus dem Dunkeln heraus auf ihn zustürzen würde, jedoch kam ihm dieses Knurren ungewöhnlich lang und derart durchdringend vor, als sei es nicht von dieser Welt. Mit einem Mal hob das Knurren zu einem regelrechten Brüllen an, das die Wände der Arena erzittern ließ und Pendo in seinem tiefsten Innern erschütterte. Dann ging es in eine Art Fauchen über, das ihm erschien, als könne es ihn in seiner Schärfe wahrhaftig in der Mitte zerreißen. Für einen Augenblick verlor er die Konzentration. Ein einziger Wimpernschlag war es, der seinen fest haftenden Blick von dem großen Tor trennte, ein Sekundenbruchteil, in dem er wankte und den besonderen Blick, mit dem er alles verlangsamt wahrnehmen konnte, verlor.

Nun geschah daher alles in Sekundenschnelle und traf Pendo unvorbereitet.

Die beiden Torflügel schwangen auf und der Yagura stürzte auf Pendo zu. Blanke Angst erfasste ihn und nur mit Mühe unterdrückte er Panik. Hinter sich vernahm er die anfeuernden Rufe seiner Mitschüler. Das Tier war nur einige Schritte von ihm entfernt. Im nächsten Augenblick würde es sich auf ihn stürzen. Ausgehungert, wie es war, würde es ihn bei lebendigem Leibe zerfetzen, wenn er nicht sofort etwas unternahm.

Konzentrier dich! Nun konzentrier dich schon, na mach

schon! Aber je mehr er sich zur Konzentration zwang, umso nervöser und ängstlicher schien er zu werden. Mit langen, geschmeidigen und kraftvollen Sprüngen kam der Yagura immer näher. Pendo machte unwillkürlich ein paar Schritte rückwärts, stolperte und konnte sich gerade noch vor einem Sturz mit wahrscheinlich tödlichen Folgen bewahren.

Hab keine Angst, du bist für das hier geboren. Dieser Moment ist vom Schicksal für dich vorbestimmt, du kannst das, es ist ganz einfach. Er ballte erneut die Fäuste und fixierte die drohende Gefahr. Und mit einem Mal erschien wieder alles verlangsamt. Er konnte jede Bewegung des Raubtiers genau beobachten. Zu jedem Sprung holte es weit aus, warf die Vorderbeine nacheinander, die Hinterbeine gleichzeitig kraftvoll nach vorn. Jedes Mal wenn eine Pfote auf dem sandigen Boden aufsetzte, wirbelte die Erde auf und stob in alle Richtungen. Der schlanke Körper der großen Katze erzitterte leicht unter dem Aufprall und federte doch jeden einzelnen seiner Sprünge geschmeidig ab. Während sich der Rücken zusammenkrümmte, wieder streckte, sich dabei gleichmäßig hob und senkte, blieb der Kopf des Tieres vollkommen still, sein Blick fest nach vorne gerichtet. Die langen, spitzen Ohren waren angespannt nach vorn gerichtet. Das Maul mit den scharfen Zähnen war noch geschlossen.

Gleich ... Jetzt nur nichts überstürzen. Erst wenn das Tier bei ihm war, würde er handeln. Er würde den richtigen Moment abpassen, blitzschnell einen Schritt zur Seite weichen und mit der linken Hand in das Fell am Hals greifen. Dann würde er sich mit Schwung vom Boden abstoßen und auf dem Rücken des Tieres landen, direkt hinter den Schulterknochen und sich dort festklammern. Er musste die Sprünge und Windungen dieses Jägers ausbalancieren und seinen Versuchen, ihn gewaltsam von seinem Rücken zu streifen, trotzen. Schließlich musste er mit der Schlinge am Ende seines Seils die Vorderbeine des Tieres erwischen und die Schlinge mit aller Kraft zuziehen, sodass der Yagura

stürzen würde.

Insgesamt hoffte Pendo, dass die Bestie dann aufgab, und ihn als seinen Herren akzeptieren würde, wie es oft geschah. Wenn nicht, musste er weitermachen, notfalls das Seil als Peitsche benutzen oder weitere Stürze provozieren, so lang, bis der Yagura begriff, dass er, Pendo, der Stärkere war. Dann erst würde das Tier aufgeben, dann erst würde er es gezähmt haben.

Wieder vernahm er das Rufen und Schreien hinter sich. Sie klatschten in die Hände und schrien, außer sich vor Begeisterung und Aufregung. Pendo erzitterte. *Gleich!* Der Yagura war nur noch etwa fünf Schritte von ihm entfernt. Ein weiterer Sprung, dann würde das Raubtier ansetzen und sich auf ihn stürzen. Das war der Moment, auf den Pendo gewartet hatte. Noch einmal sammelte er all seine Kräfte. Die Bestie durfte ihn nicht erwischen, er musste schneller sein und das Biest zähmen.

In diesem Augenblick setzte der Yagura zu seinem letzten mächtigen Sprung an. Pendo sah ihm in die Augen – doch erblickte nicht, was er erwartet hatte. Keine Bosheit, die er dem Tier unterstellt hatte, keine Mordlust, die er in dessen Augen zu finden geglaubt hatte. Nicht einmal die eigene Kampfeslust spiegelte sich im Blick des Tieres wider. Nein, da lag etwas anderes darin, das er zunächst nicht deuten konnte. Doch dann erkannte er, dass es blanke Angst war.

Pendo blieb wie angewurzelt stehen. Statt auszuweichen und in das Fell des Tieres zu greifen, blieb er stehen, unfähig, das zu tun, was er hätte tun sollen.

Der Aufprall des Tieres schien ihm den Boden unter den Füßen wegzureißen. Er landete auf dem Rücken, sah, wie sich der große schwarze Körper über ihn warf, spürte den stechenden Schmerz der Krallen in seinem linken Arm und den dumpfen Schlag, als sein Kopf auf den Boden prallte. Dann wurde ihm schwarz vor Augen.

*

»Der Yagura gehört zu den gefährlichsten Daseinsformen auf diesem Planeten«, erklärte Professor Dichali. »Seine Vorfahren gehörten zu unterschiedlichen Arten von Lebewesen. Er gehört in erster Linie zur Familie der Carnifeloidae, also der Raubkatzen, die wir, wie ihr wisst, in der letzten Stunde besprochen haben. Die scharfen Krallen, das selbst für diese Art überdurchschnittlich groß ausgebildete Gebiss und die unglaubliche Wendigkeit machen ihn zu einem tödlichen Jäger. Im vollen Lauf erreicht der Yagura auf kurzen Strecken eine Geschwindigkeit von bis zu zweihundertundsieben Meilen pro Stunde. Andererseits findet man Einflüsse seiner Vorfahren, der Gattung der Equidauris, zu der, wie ihr ebenfalls schon wisst, auch das gemeine Hauspferd und das Einhuftier gehören. Ihnen verdankt der Yagura seine langen, spitzen Ohren, die er jeweils um hundertachtzig Ur drehen kann, und seinen extrem empfindlichen Gehörsinn. Während die sogenannte Hörfläche, also der Bereich in der ein akustisches Signal wahrgenommen werden kann, eines Dyami etwa von 0,02 bis 20 Zentnerscalar reicht, kann der Yagura Geräusche von minimal circa 5 Scalar und maximal ungefähr 40 Zentnerscalar wahrnehmen, die Spannbreite des entsprechenden Schalldruckpegels ist dabei ebenfalls wesentlich größer. Darüber hinaus kann er selbst leise Geräusche über eine Entfernung von mehreren Meilen hinweg wahrnehmen. Im Gegensatz zu fast allen anderen Arten dieser Abstammung ist der Yagura aber nicht, wie ihr vielleicht denkt, ein gängiges Reittier. Es ist bisher nur den Dyami gelungen, sie zu zähmen und zu reiten.«

Gebannt folgten die Schüler den Erläuterungen des Professors. Einige saßen auf den herumliegenden Baumstämmen, andere hatten auf dem Boden Platz genommen. Alle folgten mit aufmerksamen Blicken jeder

Handbewegung, mit denen er seine Beschreibungen unterstrich.

Pendo hielt sich im Hintergrund, um die allgemeine Aufmerksamkeit nicht zu stören. Wie aufgefördert war er zum Ende der letzten Stunde beim Waldplatz erschienen, einem der fünf Unterrichtsräume, deren Bezeichnung jedoch leicht irreführend erschien, da es sich nicht zwangsläufig um geschlossene Räume handelte. Der Waldplatz war eine Wiese am Waldrand mit Baumstämmen zum Sitzen. Tische gab es keine, was nicht weiter verwunderlich war, denn im Unterricht wurde weder mitgeschrieben, noch waren schriftliche Prüfungen vorgesehen. Die anderen Räume waren das Lagerfeuer in der Mitte der Siedlung, die Berghöhle, eine geräumige Felsspalte in den unteren Ausläufern des Großen Gebirges, der Forellenfall, ein großer flacher Felsen in der Mitte des breiten Gebirgsbaches, von dem aus man einen atemberaubenden Blick auf den reißenden Wasserfall hatte, und zuletzt die Höhle des Löwen. Dabei handelte es sich allerdings keineswegs um die Behausung eines Tieres, sondern lediglich um das Zelt des Professors, was natürlich nur unter den Schülern bekannt war. Sie verwendeten die Bezeichnung nur, wenn sie sicher waren, dass die aufmerksamen Ohren des Professors nicht zuhörten.

Professor Dichali sah in die Runde, blickte einem Schüler nach dem anderen in die großen Augen. Er nickte Pendo kaum merklich zu und wandte sich von der Gruppe ab. »So, das war's für heute. Nach Hause mit euch.«

»Wann dürfen wir die wilden Yagura beobachten?«, rief ein Junge, der erregt aufgesprungen war.

Der Professor drehte sich abrupt zu dem Jungen um, der erschrocken einen Schritt zurückwich. Dichalis Miene ließ vermuten, dass er ihn wegen seiner vorlauten Neugierde zurechtweisen oder ihn mit einer unbefriedigenden Antwort bestrafen würde. Wie so oft aber tat er nichts von dem, was

seine Miene erwarten ließ. Stattdessen lächelte er. »So, da hat wohl jemand große Geschwister, was?«

Der Junge nickte immer noch ein wenig verschreckt.

»Woher solltest du auch sonst wissen, dass Derartiges im Unterricht vorgesehen ist? Nun, eigentlich sollte das eine Überraschung für die nächste Stunde werden, aber beschwert euch bitte bei eurem Mitschüler, wenn ihr heute Nacht vor Aufregung nicht schlafen könnt, weil ihr wisst, was euch morgen erwartet.« Damit überließ er die Kinder sich selbst, die aufgeregt durcheinander riefen und offensichtlich noch gar nicht fassen konnten, was ihnen in der nächsten Stunde für ein wunderbares Abenteuer bevorstand.

Offensichtlich hatte Großvater recht, dachte Pendo, die Dyami sind wohl für das Abenteuer geboren.

Professor Dichali kam zu ihm herüber. »Hallo Pendo, schön, dass du gekommen bist.« Er lächelte und Pendo bewunderte ihn zum wiederholten Male für seine Fähigkeit, äußerlich nichts von seinem Inneren preiszugeben. Schließlich wusste er, welche Art von Gespräch ihm bevorstand und jeder andere hätte ein solches kaum mit einem Lächeln begonnen.

»Wie fühlst du dich?«

Pendo zögerte. Was sollte er sagen? Täuschte er Unbeschwertheit vor und behauptete, es ginge ihm gut, würde der Professor glauben, er habe keine Ahnung, weswegen er ihn herbestellt hatte und ihn womöglich noch für einfältig halten. Behauptete er dagegen, es ginge ihm schlecht, käme das einem Eingeständnis seiner Anspannung gleich. »Ich bin etwas durcheinander, um ehrlich zu sein«, antwortete er daher wahrheitsgemäß.

»Das glaube ich dir gern, mein Junge. Möchtest du darüber reden?«

Am liebsten hätte er sich dumm gestellt und gefragt, über was er denn mit dem Professor reden solle. Aber er wusste aus langjähriger Erfahrung, dass diese Frage in Wahrheit

keine Frage war, sondern ihm mit freundlicher Bestimmtheit nahelegte, dass er darüber zu reden hatte. Also fasste er sich ein Herz und begann eine Erklärung. »Zunächst war ich vollkommen konzentriert. Aber dann habe ich dieses Fauchen gehört und etwas daran hat mich irritiert, sodass ich für einen Moment die Beherrschung über mich verloren habe. Dann kam dieses riesige Tier auf mich zu und ...«

»Mein lieber Junge«, unterbrach ihn der Professor, »du musst dich vor mir nicht rechtfertigen. Ich will dir helfen.«

Pendo hatte keinen Grund, sich zu rechtfertigen, sondern wollte die Dinge klarstellen, wie sie sich für ihn verhielten.

»Erzähl weiter.«

»Als dann der Yagura schon dicht bei mir war, habe ich mich wieder gefangen. Es war knapp, aber irgendwie habe ich es geschafft, ihn zu fokussieren und war bereit, im richtigen Moment auf seinen Rücken zu springen.«

»Ja, ich hatte auch den Eindruck, eine Veränderung in deinem Ausdruck wahrgenommen zu haben. Aber statt genau das zu tun, statt blitzschnell zu handeln, wie du es gelernt und hundertmal richtig gemacht hast, schienst du wie eingefroren. Am Ende mussten wir eingreifen und den Yagura gewaltsam dazu bringen, von dir abzulassen. Deinem Vater ist es schließlich gelungen, ihn einzufangen.«

»Ich weiß«, sagte Pendo und versuchte die Worte seines Vaters beiseitezuschieben. »Eine Schande!«, hatte er immer und immer wieder geschimpft, »eine Schande ist das! Eine Schande für dich und die Familie!«

Pendo hatte nun tatsächlich das Gefühl, sich rechtfertigen zu müssen. »Ich habe nicht versagt!«

Professor Dichali sah ihm in die Augen.

Er hielt seinem Blick stand.

Obleich der Gesichtsausdruck des Professors nach wie vor weder Ärger noch Mitleid verriet, glaubte Pendo, einen Anflug von Missmut in seinem Blick zu erkennen.

»Ich habe nicht versagt«, verdeutlichte Pendo noch

einmal. »Ich habe mich dazu entschlossen, es nicht zu tun.« Er verschränkte die Arme vor der Brust. Dennoch verspürte er diese Hilflosigkeit in sich aufsteigen. Die Unfähigkeit, dem Professor seinen Standpunkt darzulegen, wie es ihm missglückt war, seinem Vater den Grund seines Handelns zu erklären.

»Warum um alles in der Welt hast du eine derartige Entscheidung getroffen?«

»Weil er Angst hatte.«

»Weil du Angst hattest?«

»Nein«, seufzte Pendo, »der Yagura, er hatte Angst. Ich habe es einfach nicht über mich gebracht. Die vielen Leute, der Lärm, all das Fremde und nicht zuletzt der Hunger erschienen ihm offenbar bedrohlich. Bei allen vorherigen Übungen hatte ich mich immer gegen einen Angriff zu wehren gewusst. Aber beim Anblick dieses angsterfüllten Lebewesens hielt ich es nicht für richtig, mich auf dessen Rücken zu schwingen, und es mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Der Yagura mag wild und gefährlich gewesen sein, aber zu seiner Beruhigung hätte ich mit meinem Aufsitzen sicher nicht beigetragen.«

»Aber zu deiner eigenen Sicherheit!«, entfuhr es dem Professor, wobei seine Stimme einen scharfen, bedrohlichen Unterton angenommen hatte. Sogleich aber schien er die Beherrschung über sich wiederzufinden. Er atmete einmal tief ein und aus. Als er fortfuhr, war seine Stimme wieder ruhig, fast schon mitleidig. »Du warst in Gefahr und wusstest, wie du dir helfen kannst. Was hat dich davon abgehalten, es zu tun?«

»Aber er hat mich doch gar nicht bedroht! Ich sagte doch, der Yagura hatte Angst!«

Der Professor sah ihn lang an. Er schien zu überlegen. »Sag Pendo«, begann er dann, »gibt es etwas, über das du gern mit mir sprechen würdest?«

»Was meinen Sie, Professor?«

»Hast du Probleme?«

Pendo schüttelte nur den Kopf. Bisher hatte er keine Probleme gehabt. Seine Eltern liebten ihn, seine Kameraden achteten ihn, sein Lehrer lobte seine Fähigkeiten und er war mit sich zufrieden. Probleme hatte er erst seit gestern; als er in die angsterfüllten Augen des Yagura geblickt hatte und unfähig gewesen war, diesem Gewalt anzutun. Probleme gab es erst, seit sie ihn als Lügner und Feigling beschimpften oder einfach nur über ihn lachten. Wie sollte der Professor ihm helfen, wenn er ihm nicht glaubte? Stattdessen verlangte er, etwas zuzugeben, das nicht der Wahrheit entsprach. Es war nicht seine Angst gewesen, die ihn handlungsunfähig gemacht hatte, auch wenn es das war, was der Professor offensichtlich glaubte und hören wollte, damit er, Pendo, an der Überwindung seiner Angst würde arbeiten können. Aber da gab es nichts zu überwinden. Sein Schweigen hatte offenbar einen Moment zu lang gedauert, der Professor wandte sich von ihm ab. Ob er über sein Verhalten verärgert oder einfach nur ratlos war, konnte Pendo nicht einschätzen. »Professor Dichali, was geschieht denn jetzt? Ich meine, kann ich ...? Bekomme ich noch eine Chance?«

Es musste sehr bedrückt geklungen haben, denn der Professor lächelte, als er sich ihm erneut zuwandte. »Weißt du, warum du gestern in der Arena gestanden hast?«

Verwirrt starrte er den Professor an. »Weil es so vorgesehen ist. Ein Dyami braucht einen Yagura. Wenn es an der Zeit ist, muss ein junger Dyami einem wilden Yagura gegenüberreten und ihn zähmen. Dadurch wird er ein vollwertiges Mitglied seines Volkes und ist darüber hinaus Besitzer des Tieres, bis einen der beiden das Zeitliche segnet. Es ist gleichzeitig ein uraltes Ritual und eine Probe der erlernten Fähigkeiten, über die ein erwachsener Dyami verfügt.«

Das Lächeln des Professors erhellte sich noch ein wenig. »Sehr richtig! Das könnten meine Worte gewesen sein.

Merke dir, oft kennt man die Antwort auf seine Fragen bereits, man muss sie nur in sich drinnen finden und richtig deuten.«

»Ist es ..., war ich ...«, Pendo kannte in den Tiefen seines Bewusstseins auch die Antwort auf diese Frage, »war ich noch nicht bereit?«

»Wie du schon sagtest, ein junger Dyami wird erst vor diese Prüfung gestellt, wenn für ihn die richtige Zeit gekommen ist. Wann das ist, entscheide ich zusammen mit deinen Eltern. Du bist nicht der Erste, dem es nicht gleich beim ersten Mal gelingt. Aber du wirst hart an dir arbeiten müssen, mein Junge, wenn du möchtest, dass es dir beim nächsten Mal gelingt. Denn ich möchte, und ich denke, das möchtest du auch, dass du dann tatsächlich bereit bist.«

Ich werde nie dazu bereit sein, das zu tun, was ich nicht über mich gebracht habe; egal, ob sie das verstehen werden oder nicht. Statt einer Antwort nickte er dem Professor zu, mit einer Art Verbeugung, die sowohl Dank als auch seine Verabschiedung signalisierte. Dann drehte er sich um und lief den Hügel hinunter ins Dorf.

Schon von Weitem erkannte er an dem Rauch, der aus der Hütte trat, dass seine Mutter das Mittagessen vorbereitete. Da es zu dieser Jahreszeit gewohnthermaßen sehr heiß war, konnte er ausschließen, dass das Feuer zum Aufwärmen entfacht worden war. Es war also Zeit, nach Hause zu gehen.

Pendo ertappte sich dabei, dass er absichtlich schlenderte. Er hatte überhaupt keine Lust, jetzt zu Hause zu erscheinen. Er war froh gewesen, einen Vorwand zu haben, endlich die Hütte zu verlassen, als der Professor ihn zum Gespräch bestellt hatte. Früher war das nie ein Problem gewesen, er war gekommen und gegangen, wann immer er wollte und hatte ohnehin die meiste Zeit draußen mit seinen Kameraden verbracht. Meistens hatten sie trainiert, ihre Kräfte und Fähigkeiten erprobt und anschließend am vermeintlichen Feind eingesetzt. Unter den jungen Männern hatten sich mehrere Gruppen gebildet, die ihre eigenen Lager errichteten, ihre eigenen Regeln erfanden und sich mit verfeindeten Clans spielerisch bekriegten. Während sie auf der Lauer gelegen, oder während des Trainings eine Verschnaufpause eingelegt hatten, kreisten ihre Gespräche meist um Mädchen.

All das war mit einem Schlag vorbei gewesen als er sich gestern Abend mit tiefen Schnitten in seinem linken Oberarm und furchtbaren Kopfschmerzen auf seinem Schlaflager wiedergefunden hatte. Offenbar hatte man ihn bewusstlos dorthin gebracht und alle waren sichtlich erleichtert gewesen, als er wieder zu sich gekommen war. Sein Vater, seine Mutter, sein kleiner Bruder und sein Großvater waren da gewesen. Aber nicht ein einziger seiner Kameraden. Sie waren nicht einmal gekommen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Als er vorhin durch das Dorf gelaufen war, hatte er beobachtet, wie sich zwei von ihnen von ihm abgewandt und leise über ihn geredet hatten. Pendo vermutete, dass sie entschieden hatten, keine Feiglinge in

ihrem Clan zu dulden.

Betrübt schlich er am Zelt des Wächters vorbei, es war gleich das Erste hinter der Brücke über den Fluss, dessen zwei Arme das Dorf der Dyami umschlossen. Chesmu saß, wie es seine Aufgabe war, vor seinem Zelt. Er hatte ebenfalls Feuer gemacht. Ein verlockender Duft kam aus dem Topf, den er darüber gehängt hatte, und stieg in Pendo's Nase, woraufhin sich sein leerer Magen bemerkbar machte. Neben dem Wächter lagen ein Speer und eine Art Keule auf dem Boden. Zwar hatte er seine Waffen abgelegt, doch Pendo wusste, dass er sie binnen einer Sekunde aufgenommen hätte und einer möglichen Gefahr furchtlos entgegengetreten wäre. Als er Pendo sah, nickte er ihm freundlich zu.

Pendo, der in seiner gegenwärtigen Verfassung dankbar für jede freundliche Geste war, lächelte und grüßte mit einem leisen »Hallo Chesmu.« Dann ging er weiter und überlegte, was er tun konnte, um seine Heimkehr noch ein wenig zu verzögern.

Das Dorf der Dyami wurde eigentlich fälschlicherweise als solches bezeichnet, denn es umfasste knapp tausend Behausungen, das entsprach mehr als zweitausend Einwohnern und glich daher schon einer kleinen Stadt. Darüber hinaus bildete eine hohe Befestigungsmauer, die zusammen mit den beiden Flussarmen die Siedlung umschloss, sowie zwei Wachtürme an den beiden Toren im Norden und Westen, eine mächtige Wehranlage, wie sie sonst nur um alte Festungen zu finden war. Die Dyami hatten sie zu Zeiten des Großen Krieges errichtet, um ihr Volk vor den kämpferischen Angriffen der Elite zu schützen. Das Nordtor wurde stets von Chesmu bewacht, da hier eine Brücke den einzigen befahrbaren Zugang zum Dorf bildete. Zwar war es auch an anderen Stellen möglich, den Fluss über größere Steine und Furten zu überqueren, jedoch gab es außer dem etwas tiefer gelegenen und somit vom Haupttor aus gut sichtbaren Westtor keine weiteren Zugänge. Innerhalb dieser

Mauern hatte Pendo Zuhause dagegen tatsächlich einen eher dörflichen Charakter. Die Familien wohnten meistens in einfachen Hütten, von denen die älteren aus dünnen, biegsamen Ästen, Lehm und Fellen gebaut waren, während für die neueren dank fortschreitender Bautechnik robustere Materialien, wie Holz und Stein verwendet worden waren. Diejenigen, die allein wohnten, wie beispielsweise Chesmu oder Professor Dichali, bewohnten in der Regel einfache, aber stabile Zelte aus Ästen und Leder. Jede Behausung verfügte über eine Feuerstelle und einen oder mehrere Schlafplätze. Die größeren der Hütten hatten mehrere Räume, damit Kinder, Eltern und Großeltern in unterschiedlichen Räumen schlafen konnten. Und das war auch so ziemlich das Einzige, das man zu Hause tat, schlafen. Das Leben im Dorf der Dyami spielte sich überwiegend draußen ab. Sie gingen gemeinsam auf die Jagd, arbeiteten auf den Feldern oder mit den Nutztieren, bauten oder reparierten Hütten und Zelte, aßen und tranken meist in Gesellschaft von Freunden oder Verwandten. Das äußerst milde Klima ermöglichte diese Lebensweise, denn nur im tiefsten Winter kam es vor, dass die Temperaturen so weit sanken, dass man sich nach getaner Arbeit ans Feuer setzte.

Wenn er jetzt rechts abbog, wäre er gleich zu Hause. Pendo entschied sich für links. Vielleicht käme ihm noch eine Idee, was ihm als Vorwand für eine weitere Verzögerung dienen konnte, wenn er einen kleinen Umweg ging.

Seine Überlegungen wurden jäh unterbrochen, als hinter einer Hütte sein alter Freund Gaagii auftauchte. Er war Pendo äußerlich sehr ähnlich. Beide waren neunzehn, groß und kräftig gebaut und hatten dunkles, fast schwarzes, kurzes Haar. Was ihr Wesen betraf, waren sie von jeher grundverschieden. Während Pendo eher zurückhaltend, ja manchmal fast schüchtern war, hatte Gaagii immer schon gern im Mittelpunkt gestanden. Sein selbstbewusstes Auftreten war seine größte Stärke. Es ermöglichte ihm in so

ziemlich jeder Situation, den Helden zu spielen. Und Helden, das war nun einmal eine Tatsache, wurden bei den Dyami hochgeschätzt und geachtet. Er war nicht weniger geschickt als Gaagii. In der Ausbildung hatten sie sich oft in Wettkämpfen gegenübergestellt. Diese hatten immer für Aufsehen gesorgt, weil sie lange dauerten und von großem Talent zeugten. Mit der Zeit aber hatte Gaagii sich angewöhnt, auch außerhalb des Ausbildungsrahmens zu kämpfen, allerdings auf seine Art und nach seinen Regeln. Er war der Anführer des Clans, zu dem auch Pendo gehörte, oder besser gesagt gehört hatte, wie er sich schmerzlich ins Gedächtnis rief. Er erinnerte sich gut an die eine oder andere Situation, in der Gaagii seinen Gegnern übertrieben hart zugesetzt hatte, sodass ihn die anderen hatten, besänftigen müssen und sich Pendo gefragt hatte, ob sein Freund dieses Spiel tatsächlich noch als das verstand, was es war, oder seinen Feinden schon mit bitterem Ernst entgegentrat.

»Gaagii, schön dich endlich mal wieder zu Gesicht zu kriegen.« Pendo versuchte, so normal wie möglich zu klingen. »Was treibt ihr so, gibt es einen Angriff vorzubereiten?«, fragte er übertrieben beiläufig.

Gaagii sah ihn lange an, ohne ein Wort zu sagen. Hinter seinem Freund tauchte Awan auf, ebenfalls ein Kamerad und Mitglied der Gruppe. Er war so ziemlich das Gegenteil von Gaagii. Zwar gehörte er zu denjenigen, die mit einem großen, schlanken und muskulösen Körper gesegnet waren, jedoch erschien er oft weder sonderlich geschickt noch intelligent. Doch er konnte hervorragend Befehle ausführen, und das war es auch, was er mit Begeisterung tat, wenn Gaagii ihm einen solchen erteilte. Awan hegte gegenüber seinen Kameraden eine Mischung aus Vertrauen und Bewunderung. Ideen stammten zwar selten von ihm, aber er war Meister darin, die der anderen für sich zum Kodex zu erklären, sie umzusetzen und vehement zu verteidigen. Für die Mädchen war er einer von vielen, nicht besonders gut aussehend, nicht besonders

mutig und auch nicht besonders schlau, aber eben immer da und für jede Dummheit zu begeistern.

Neben Awan tauchte nun auch noch Moki auf, ein eher kleiner, unauffälliger Bursche, dessen beachtliche Geschicklichkeit aber aufgrund seiner äußeren Erscheinung nicht selten von den anderen unterschätzt wurde. Mokis Bewegungen konnten blitzschnell sein und sein Verstand schien messerscharf, daher genoss er im Clan große Achtung, sogar Gaagii, der sich sonst von kaum jemandem etwas sagen ließ, begegnete ihm mit großem Respekt.

Weder aufgrund ihrer äußeren Erscheinung noch ihrer Persönlichkeit hätte man darauf schließen können, dass Moki und Awan Brüder waren. Moki war ein Jahr jünger als die anderen drei, jedoch standen sie alle auf derselben Stufe ihrer Ausbildung.

Es schien, als ob Gaagii gewartet hätte, bis er sicher war, dass die anderen hinter ihm standen, denn jetzt fing er laut zu lachen an, statt Pendo eine Antwort zu geben, was Awan, wie erwartet, sofort nachahmte, das bei ihm allerdings eher wie ein Meckern klang.

»Ob es einen Angriff zu planen gibt, fragt er!« Gaagii grinste breit und sah sich Beifall heischend um. »Angenommen es gäbe tatsächlich einen Angriff, wer würde uns denn garantieren, dass du dir dabei nicht in die Hose machst?«

Awan meckerte wieder und Moki warf Pendo einen abschätzigen Blick zu.

»Dachtest du wirklich, wir würden dir noch unsere Pläne unterbreiten?«, fuhr Gaagii fort. „Nachdem du uns doch so eindrucksvoll bewiesen hast, dass du unfähig bist, einer ernststen Gefahr ins Gesicht zu blicken?«

»Nein«, sagte Pendo mehr zu sich selbst, da ihm klar war, dass Gaagii ihm ohnehin nicht zuhörte. »Hatte ich nicht wirklich erwartet.«

»Du würdest doch höchstens ein Risiko darstellen, aber

bestimmt keine Verstärkung unserer Truppe. Aber vielleicht hast du ja Glück und darfst im Clan von deinem kleinen Bruder mitmachen. Der könnte dir vielleicht noch was beibringen, wie man Gruppenführer wird zum Beispiel oder aber, wie man einen Yagura reitet!«

Wieder lachte er laut auf, gefolgt von Awans Gemeckere.

Moki lachte zwar nicht, hatte aber einen finstersten Blick aufgesetzt, trat einen Schritt vor und spuckte Pendo vor die Füße.

Er senkte den Blick. Die Provokationen und eine derart abwertende Geste ließen ihn nicht kalt. Aber statt sich auf die Jungen zu stürzen, um seinen verletzten Stolz zu retten und die infrage gestellten Fähigkeiten im Kampf unter Beweis zu stellen, blieb er wie angewurzelt stehen. Er schämte sich wie nie zuvor. Hatten sie am Ende vielleicht doch recht? Hatte seine Schwäche ihn dazu gebracht, sich nicht zu wehren? Hätte er als echter Dyami keine Zweifel haben dürfen und einfach handeln sollen?

»Was meint ihr, Leute, sollen wir ihm zeigen, was Angsthasen im Dorf zu erwarten haben?«, sagte sein ehemaliger Gefährte, als er sich gerade abwenden wollte. »Meint ihr nicht, er sollte uns beweisen, ob er ein echter Dyami ist oder nur ein Schlappschwanz, wie all die anderen Kreaturen da draußen?«

Awan verfiel in sofortiges Kampfgebrüll und Moki senkte langsam den Speer, den er mit der Spitze nach oben wie eine Art Wanderstock in der rechten Hand gehalten hatte.

Bevor Pendo einen klaren Gedanken fassen konnte, war Gaagii nach vorn geschnellt und hatte ihm einen Faustschlag versetzt, dass er taumelte und der Länge nach auf den Boden stürzte. Sie lachten und er erwartete jeden Moment einen zweiten Schlag.

»Kommt, lasst ihn liegen! Der ist es doch nicht wert, sich die Hände schmutzig zu machen«, sagte stattdessen Moki.

»Da hast du recht«, stimmte Gaagii zu. »Ein Dyami, der

es nicht einmal schafft, einem einfachen Faustschlag auszuweichen, der ist den Aufwand wirklich nicht wert.«

Unter lautem Gelächter verschwanden sie hinter der nächsten Hütte.

Pendo setzte sich leise fluchend auf. Sein Kopf und der verletzte Arm schmerzten. Die Wunde war wieder aufgerissen, Blut strömte aus den Schnitten.

»Na, da hast du aber noch mal Glück im Unglück gehabt«, sagte eine Stimme hinter ihm. »Die hätten dich windelweich prügeln können, wenn sie gewollt hätten.«

Bei dem Versuch, den Kopf zu wenden, wurde ihm schwindelig. Aber jetzt tauchte ein junger Dyami in seinem Blickfeld auf. Er war etwa zwanzig Jahre alt, hatte rot-blondes kurz gelocktes Haar und lächelte mitleidig. Er hatte keine Ahnung, wer der Bursche war, offenbar gehörte er zu keinem der jugendlichen Clans.

»Ich bin Nikan.« Sein Gegenüber streckte ihm die Hand entgegen, um ihm aufzuhelfen.

Er ergriff die Hand und wurde kraftvoll auf die Beine gezogen. »Danke, ich heiße Pendo.« Er schämte sich ein wenig, dass Nikan offenbar beobachtet hatte, wie sie ihn gedemütigt hatten. Andererseits war er froh, dass ihm der Bursche, der etwas größer und kräftiger war als er, mit so viel Freundlichkeit begegnete.

»Was hast du denen denn getan, dass sie dich so behandeln?«

Pendo seufzte. »Das ist eine lange Geschichte.«

Nikan lächelte erneut und klopfte ihm fast freundschaftlich auf die Schulter. »Ich habe keine Eile. Was hältst du davon, wenn du zum Mittagessen zu mir kommst, mein Zelt ist gleich da vorn, siehst du? Ich hab Forellen gebraten. Du siehst aus, als könntest du eine Stärkung gebrauchen. Bei der Gelegenheit kannst du mir deine lange Geschichte erzählen. Natürlich nur, wenn du möchtest.«

Schon bei dem Gedanken an gebratene Forellen lief

Pendo das Wasser im Mund zusammen. Er hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen, da er keinen Appetit verspürt hatte. Aber jetzt knurrte sein Magen und gebratene Forelle war sein absolutes Lieblingsgericht. Was hatte er schon zu verlieren? Der Junge schien nett und behandelte ihn wie einen alten Freund, obwohl er ihn gerade erst kennengelernt hatte. Außerdem hatte er einen Grund, um noch nicht nach Hause zu gehen. Nikan, der offenbar allein ein eigenes Zelt bewohnte und selbst sein Mittagessen kochte, hatte seine Neugierde geweckt. »Wie könnte man eine so freundliche Einladung ablehnen?«, sagte er, bemühte sich um ein Lächeln und folgte seinem Gastgeber.

Als der Duft der gebratenen Fische in Pendo's Nase stieg, knurrte sein Magen erneut.

Nikan lachte. »Komm, bevor du endlich was zwischen die Zähne bekommst, hole ich dir etwas für deinen Arm.«

Dankbar ließ sich Pendo auf einem der Strohbälle nieder, die rund um die Feuerstelle als Sitzgelegenheit dienten, und wartete, bis Nikan wieder aus dem Zelt auftauchte und ein paar Stücke Sumpfmooß mitbrachte.

Etwas außerhalb wurde der Fluss, der das Dorf umschloss und für Trinkwasser sorgte, breiter und an seinen Ufern gab es breite Überschwemmungsgebiete. Dort wuchs das Sumpfmooß. Es konnte einem Schwamm gleich sehr viel Flüssigkeit aufnehmen und hatte darüber hinaus eine desinfizierende und heilende Wirkung. Daher wurde es in verschiedensten Formen zu medizinischen Zwecken verwendet.

Nikan reichte ihm das Mooß.

Pendo presste es auf seinen blutenden Oberarm. Schon nach wenigen Augenblicken ließ der Blutfluss nach, und nach einer Weile hörte die Wunde auf, zu bluten.

Nikan hatte in der Zwischenzeit Teller und Besteck geholt und machte sich nun daran, die aufgespießten Forellen vom Feuer zu nehmen und von den Holzspießen zu befreien. Dann

reichte er Pendo einen Teller und bot ihm außerdem gewürzte Butter, Brot und einen Becher Wasser an.

Dankbar nahm Pendo das Essen und Trinken entgegen.

Während sie aßen, erzählte er, was tags zuvor geschehen war und wie sich die Dinge seither entwickelt hatten.

Nikan hörte aufmerksam zu, fragte ab und zu genauer nach und schwieg ansonsten, bis Pendo zu Ende erzählt hatte. Überrascht stellte er fest, dass sein Gastgeber der Erste war, der seine Erklärungen offenbar unvoreingenommen zur Kenntnis genommen hatte, sie nicht infrage zu stellen schien, der weder wütend noch enttäuscht und vor allem nicht überheblich reagierte. Mit einem Mal erfasste ihn eine unbeschreibliche Sympathie, gemischt mit aufrichtiger Dankbarkeit, für diesen jungen Dyami. Dank dessen selbstlosen und unvoreingenommenen Verhaltens hatte er sich endlich den Frust von der Seele reden und sich dabei noch den Bauch vollschlagen können. Nachdem er seinen leeren Teller auf dem Boden abgestellt und einen großen Schluck Wasser aus seinem Becker genommen hatte, fühlte er sich um Welten besser. Nicht nur körperlich, nein, die Welt erschien ihm nicht mehr so trostlos und ungerecht, wie noch vor etwa einer Stunde.

Gern hätte er sich bei Nikan bedankt, aber er wusste nicht so recht, wie. *Danke* hatte er bereits mehrmals gesagt und doch schien ihm das nicht genug. Er hätte ihn außerdem gern gefragt, wieso er so freundlich zu ihm war, wieso er ihn zum Essen mitgenommen hatte und ein derartiges Interesse an ihm zeigte, obgleich er ihn doch überhaupt nicht kannte. Aber direkt fragen, wäre ihm schroff und in gewisser Weise undankbar vorgekommen. »Wohnst du hier allein?«, fragte er stattdessen.

Nikan nickte. »Meine Eltern habe ich nie kennengelernt, sie sind gestorben, als ich noch sehr klein war. Manapi, ein Freund meiner Eltern, hat mich aufgezogen.«

Pendo war nicht überrascht, da es unüblich für einen

jungen Dyami war, allein zu leben, außer wenn er keine Familie hatte. Dennoch tat es ihm aufrichtig leid, dass sich seine Vermutung bestätigt hatte. »Das tut mir leid. Was ist mit ihnen passiert?« Die Frage war nicht unhöflich, wie man vielleicht glauben könnte. Die meisten Dyami waren Krieger. Sie gingen auf die Jagd oder verteidigten das Volk vor Eindringlingen und anderen Gefahren. Dabei war es keine Seltenheit, dass Kinder verwaisten, weil ihre Eltern im Kampf gestorben waren und damit zu Helden wurden. Die zurückgelassenen Kinder profitierten in der Regel vom großen Ansehen ihrer Eltern und rühmten sich nicht selten mit deren Heldentaten für das Volk.

Nikan tat nichts von dem, sondern senkte den Blick und schwieg. Er schien in Gedanken versunken und Pendo wollte schon eine andere Frage stellen, um seinen neuen Freund nicht in Verlegenheit zu bringen. Aber dann seufzte dieser und sah ihn an. »Als ich irgendwann alt genug war, Fragen zu stellen und ich von Manapi zum ersten Mal wissen wollte, was mit meinen Eltern passiert war, da sagte er, sie seien bei einer gefährlichen Jagd ums Leben gekommen. Aber ich habe diese Geschichte nie geglaubt. Niemand schien sie bestätigen zu können, überhaupt schien niemand viel mit meinen Eltern zu tun gehabt zu haben, zumindest wollte niemand über sie sprechen. Wenn das Thema auf meine Eltern kam, lenkten sie irgendwie ab. Auf konkrete Fragen bekam ich, wenn überhaupt, nur knappe und meist unzufriedenstellende Antworten.«

Pendo sah ihn nachdenklich an. Mitleid stieg in ihm auf. Was Nikan erzählte, war kein gutes Zeichen. Das wusste dieser bestimmt genauso gut. Einwohner, über die nicht gern gesprochen wurde, waren meistens auf irgendeine Weise in Ungnade gefallen.

Als er darüber nachdachte und den etwas traurig wirkenden Nikan musterte, stieg eine leise Ahnung in ihm auf. Es dämmerte ihm, warum Nikan ihm unbekannt gewesen

war, obgleich er höchstens ein paar Jahre älter sein konnte als er. »Auf welcher Ausbildungsstufe stehst du?«

»Ich bin einundzwanzig, also nicht mehr in der Ausbildung«, entgegnete Nikan knapp.

»Aber dann kannst du seit höchstens einem Jahr fertig sein. Du bist nur zwei Jahre älter als ich. Wie kann es sein, dass wir uns noch nie begegnet sind?« Pendo biss sich auf die Zunge. Er ärgerte sich über seine Schwäche, immer gerade herauszusagen, was er dachte.

»An der Grundausbildung habe ich nicht teilgenommen.«

Wider Pendos Erwartung, hatte er ihm scheinbar seine Frage nicht übel genommen, sondern mit kräftiger Stimme geantwortet, die deutlich machte, dass es ihm weder unangenehm war, darüber zu sprechen, noch dass er die Tatsache sonderlich bedauerte. »Warum nicht?«, fragte er also weiter, in der Hoffnung genauso ermutigend und unvoreingenommen zu klingen wie Nikan vorher.

»Ich bin schon ein paar Mal hingegangen. Aber bereits der allererste Tag war schrecklich. Jeder vernünftige Dyami würde sagen, ich war einfach ein schlechter Schüler. Aber das war ich nicht von vornherein. Ich hatte nur das Pech, dass sich mir schon in der ersten Unterrichtsstunde eine Mutprobe in den Weg stellte, der ich offenbar nicht gewachsen war. Aber du weißt, wie es ist. Der erste Eindruck ist der wichtigste. Mit diesem ersten Eindruck hatte ich bei meinen Mitschülern sofort verspielt. Ich war der Verlierer, derjenige, auf dem sie die nächsten zehn Jahre herumgetrampelt hätten, der alles abkriegen und nirgendwo dazugehören würde. Einmal meines Selbstvertrauens beraubt, schien das, was wir in der folgenden Zeit an körperlichen Fähigkeiten lernen sollten, unerreichbar. Dazu kam, dass ich überhaupt nicht den Wunsch verspürte, jemandem im Kampf gegenüberzutreten, ihn dabei zu verletzen oder gar zu töten, auch wenn ich natürlich wusste, dass es sich nur um Übungen handelte, bei denen nie ernsthaft jemand verletzt wurde. Ich verstand die

Geschichten über all die Kriege, welche die Dyami im Lauf der Jahre geführt haben, die Verherrlichung jener, die Tausende anderer Lebewesen getötet hatten und die kämpferischen Taktiken nicht, die wir erlernen sollten, obgleich doch überhaupt nichts da war, was unser Volk bedrohen könnte.« Nikan atmete tief durch, als wolle er sich beruhigen. »Also sagte ich Manapi, dass ich nicht mehr hingehen wolle«, sagt er dann mit tatsächlich ruhiger Stimme.

»Was hat er dazu gesagt?« Die Geschichte hatte ihn in ihren Bann gezogen.

»Er fragte warum. Als ich ihm erklärt hatte, wie die Dinge standen, da meinte er, es sei bemerkenswert, wie ähnlich ich meinem Vater sei, obgleich ich ihn nie kennengelernt hatte, und akzeptierte meine Entscheidung.«

»Aber was hast du all die Jahre gemacht, in denen du nicht zum Unterricht gegangen bist? Hast du andere Freunde gefunden?«

»Den Geistern sei Dank, dass Manapi nicht blöd war. Er akzeptierte zwar meine Entscheidung, die Grundausbildung nicht zu absolvieren, nicht aber meinen scheinbaren Unwillen, etwas zu lernen. Manapi brachte mir bei, zu kämpfen. Aber er gab dem Kämpfen einen Sinn. Er erklärte mir, woher unsere Fähigkeiten kommen und wozu wir sie benutzen können. Ich lernte schnell, wie man ein ausgewachsenes Säbelzahnschwein mit einem einzigen Speerwurf erlegt. Ich konnte mit neun Jahren mit bloßen Händen eine Forelle aus dem Bach fischen und einer Einhuftierherde ausweichen, ohne mich groß vom Fleck zu bewegen. Ich lernte auch Lesen und Schreiben, und was mir daran am meisten gefiel, war, dass ich mir selbst aussuchen durfte, welche Bücher mich interessierten, anstatt mir nur die Geschichten anzuhören, die zu erzählen der Professor für richtig hielt.« Er sah Pendo an. »Ich habe es geschafft, die gesamte Ausbildungszeit zu kompensieren, wenn ich nicht

sogar mehr gelernt habe, als manch anderer. Aber es ist mir nie gelungen, meinen ersten Eindruck zu ändern. Für die anderen bin ich immer der Außenseiter geblieben. Davon überzeugt, dass ich zu dumm für die Ausbildung wäre, mieden sie mich. Das eine oder andere Mal wollten sie mich verprügeln, aber auch das ist ihnen irgendwann zu langweilig geworden. Ich habe andere Freunde gefunden, wenn das deine Frage beantwortet. Aber außer Manapi war kein Dyami darunter.«

Pendo blieb still. Was hätte er auch sagen sollen? Er war verwirrt, schon zum zweiten Mal heute. Was Nikan da erzählt hatte, berührte ihn auf eine seltsame und unbekannte Weise. Gleichzeitig wusste er nicht, wie er diese Geschichte einordnen sollte. Er wusste nur, dass seine Sympathie und sein Interesse für diesen jungen Mann im Laufe ihrer Unterhaltung nur noch mehr gewachsen waren und dass seine Geschichte eine Mischung zwischen Faszination, Bewunderung und Mitleid in ihm hervorgerufen hatte. Nikans Ehrlichkeit löste in ihm außerdem eine ihm unbekannte Freude und Dankbarkeit aus. Es war, als kannten sie sich bereits seit Jahren und noch mehr als das. Selten, nein eigentlich noch nie, hatte er mit jemandem über derart persönliche Dinge auf eine so tiefe und doch einfache Weise gesprochen. Gespräche hatten sich bisher auf Alltägliches, ja geradezu Oberflächliches bezogen, wie es Pendo in diesem Augenblick schien. Eine Frage brannte ihm noch auf den Lippen, obgleich er auch darauf bereits eine Antwort vermutete. »Aber warum lebst du allein? Wolltest du nicht mehr mit Manapi zusammenwohnen oder ist er ...«

»Er starb, als ich dreizehn war. Den Großteil seines Lebens hat auch er allein verbracht. Gewiss nicht ohne Freunde, aber außer mir, der ich so etwas wie ein Sohn für ihn geworden bin, hatte er keine Familie. Er muss wohl eine Frau gehabt haben, aber sie verstarb vor meiner Geburt. Die beiden waren kinderlos.«

Pendo ließ seinen Blick nachdenklich über die benachbarten Zelte und Hütten schweifen. Sie befanden sich am Rande des Dorfes. Hier wohnten die ärmeren und weniger angesehenen Leute der Gemeinschaft.

Tatsächlich arm war keiner der Dyami, denn es gab genug Nahrung und Arbeit. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, dass kein Dyami aus dem Dorf ausgeschlossen wurde. Aber es gab diejenigen, die sich damit zufriedengaben, einfache Arbeiten zu entrichten, die weder besonders großen Mut erforderten, noch viel Geld einbrachten. Sie bewohnten die Hütten am Dorfrand, weil dies die unbeliebteste Gegend war, da sie als die unsicherste galt. Diese Bewohner waren die Ersten, die bei einem potenziellen Angriff in Gefahr gerieten. Nicht umsonst war das Zelt des Wächters, der Tag und Nacht die Brücke bewachte, keine zwei Straßen entfernt. Natürlich war Chesmu mit dieser Arbeit nicht allein. Es gab noch einige Beobachter, die ihn schichtweise bei seiner Arbeit unterstützten oder sie in Gruppen übernahmen, wenn er schlief. Chesmu galt als der mutigste, tapferste und stärkste Dyami im Dorf, weshalb ihm der höchste aller Posten, eben der des Wächters, zustand.

Als er das rege, geräuschvolle und doch irgendwie beruhigende Treiben beobachtete, das im Dorf eigentlich immer herrschte, blieb sein Blick mit einem Mal auf einem Punkt ruhen. Pendo's Herzschlag wurde schneller, und eine Art Kribbeln in der Magengegend setzte ein. Unwillkürlich strich er mit den Handflächen über seine Knie und fuhr sich dann mit den Fingern durch die zerzausten Haare vor der Stirn, die ihm ständig ins Gesicht zu fallen drohten.

Nikan hatte die Veränderung in seiner Haltung offenbar wahrgenommen, da er ihn zunächst etwas verwundert und fragend ansah. Als er in die Richtung spähte, in der Pendo's Blick erstarrt zu sein schien, lachte er. »Pendo. Huhu, aufwachen!«

»Entschuldige.« Pendo versuchte, sich zu erinnern, über

was sie gerade gesprochen hatten. Es gelang ihm nicht, weil sein Körper ihn um seine Konzentration betrog und ihn dazu brachte, ununterbrochen einen heimlichen Blick hinüberzuwerfen, nur um anschließend wieder beschämt auf den Boden zu blicken.

»Wer ist das?«, wollte Nikan mit einem Schmunzeln auf den Lippen wissen.

»Wen meinst du?«, stellte sich Pendo dumm und wusste doch, dass er dem neuen Freund nichts vormachen konnte.

»Nun sag schon, wie heißt sie?«

»Nayeli.«

»Hübsches Mädchen. Hast einen anspruchsvollen Geschmack«, bemerkte Nikan und grinste schelmisch.

Nayeli. Wenn es nach ihm ginge, war sie nicht nur das schönste, sondern auch das tapferste, schlaueste, geschickteste, lustigste und eleganteste Mädchen im Dorf – nein, auf dem Planeten. Nayeli. Sie hatte darüber hinaus auch noch den wundervollsten Namen auf diesem Planeten, überlegte Pendo. Das alles war ihm klar, obwohl er sie nicht wirklich kannte. Das Problem war, dass er es noch nicht über sich gebracht hatte, sie wenigstens einmal anzusprechen. Warum um alles in der Welt, sollte sie ausgerechnet an ihm gefallen finden? Wo es doch viel mutigere, kräftigere und hübschere Kerle gab, an denen Nayelis Schönheit, ihr mädchenhafter Charme und ihre Geschicklichkeit nicht unbemerkt vorbeigingen. Warum sollte ausgerechnet er der Glückliche sein?

Den Geistern sei Dank, durchfuhr es Pendo, dass sie jetzt erst aufgetaucht war und nicht schon vor einer Stunde. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn sie mit angesehen hätte, wie die anderen ihn verhöhnt hatten, und er widerstandslos durch einen einzigen Faustschlag zu Boden gegangen war. Was für eine Demütigung! Er hätte sich vom höchsten Felsen des Großen Gebirges stürzen müssen, wenn sie Zeuge seiner Hilflosigkeit geworden wäre.

»Kennst du sie denn?«, rief ihn Nikan in die Realität zurück.

»Nein ... noch nicht.«

»Dann wird es höchste Zeit. Worauf wartest du? Geh hin und sprich sie an.«

»Nein!«, stieß Pendo erschrocken hervor, »was sollte ich schon sagen?«

»Na, frag sie irgendwas. Was ein so hübsches Mädchen hier am Dorfrand verloren hat. Ob du sie ein Stück begleiten kannst. Alle Mädchen lassen sich doch gern von der Beschützer-Masche überzeugen.«

»Meinst du?« Pendo stand unwillkürlich auf. Nikan hatte recht, es war endlich einmal an der Zeit, zu handeln. Was hatte er davon sie aus der Ferne zu verehren, während sie noch nicht einmal von seiner Existenz wusste? Aber im nächsten Moment ließ er sich wieder auf den Strohhallen sinken. Nikan hatte auch mit dem anderen Teil recht. Obgleich die Mädchen und Jungen, Frauen wie Männer die gleichen Aufgaben hatten, die gleichen Fähigkeiten besaßen und im Ernstfall Seite an Seite kämpften, begehrten alle Mädchen die Starken und Furchtlosen unter den männlichen Dyami. Was wäre, wenn Nayeli von dem gestrigen Desaster gehört hatte? Was, wenn sie bereits von ihm gehört hatte, als dem Feigling, der die letzte Prüfung nicht geschafft hatte? Wenn er es sich genau überlegte, war dies der denkbar schlechteste Zeitpunkt, um sie anzusprechen.

»Was ist?«, fragte Nikan, »was sitzt du noch herum?«

»Was ist, wenn sie von meiner Blamage Wind gekriegt hat?«

»Sie ist etwa so alt wie du, nicht?«

Pendo nickte.

»War sie denn dabei?«

»Nein. Sie ist in der Ausbildung eine Stufe unter mir. Aber sie wird es sicher von den anderen gehört haben.«

»Jetzt hör mir mal gut zu. Wenn du nun zu ihr gehst, sie

ansprichst und du merkst, dass sie sich schon ein Bild von dir gemacht hat, bevor sie überhaupt ein einziges Mal mit dir geredet hat, hätte sie es doch nicht verdient, dass du dir ihretwegen den Kopf zerbrichst, oder nicht? Sie hätte deine Achtung und Bewunderung damit ohnehin verspielt, habe ich recht? Wenn sie aber einen anständigen Charakter hat, ist sie neugierig. Dann glaubt sie nicht alles, was die Leute reden und möchte dich vielleicht erst einmal kennenlernen, bevor sie über dich urteilt. Du kannst also nur gewinnen. Geh schon, bevor sie verschwunden ist.«

Das klang einleuchtend.

Tatsächlich verabschiedete sich Nayeli von dem jungen Mädchen, mit dem sie eben noch gesprochen hatte, und machte Anstalten, in die nächste Gasse einzubiegen.

Das war seine Chance, wenn er es jetzt nicht tat, würde er es nie tun. Er erhob sich erneut, atmete tief durch und ging zielstrebig auf sie zu.

Nayeli winkte ihrer Freundin und lächelte. Es war ein Lächeln, das in Pendo einen Feuersturm auslöste. Wie schön sie war. Sie strahlte förmlich. Es war nicht nur ihr Mund, der lächelte. Alles an ihr strahlte eine Unbefangenheit und Freude aus, die ein einfaches Lächeln nicht zum Ausdruck hätte bringen können. Ihre großen Augen leuchteten und Pendo fragte sich, ob er zerspringen würde, wenn sie ihn zum ersten Mal ansehen würde.

Gleich war er da. Was würde er sagen? Nur noch ein paar Schritte.

Sie hatte sich abgewandt und kam nun halbwegs in seine Richtung.

Er versuchte so gelassen wie möglich zu lächeln, hob die Hand und holte Luft.

Da fing mit einem Mal jemand an, zu schreien. Die laute Stimme klang derart aufgereggt, dass sich alle in der Nähe befindlichen Dyami danach umsahen. Mit einem Schlag hatten alle mit dem aufgehört, was sie gerade getan hatten,

alarmiert und bereit, einzugreifen.

Ein Mann tauchte auf, er rannte und deutete mit dem Arm in eine Richtung. »Schnell, kommt!«, rief er aufgeregt und hinter ihm erschienen einige weitere Dyami, die ihm in der gleichen Geschwindigkeit folgten und ebenfalls laut durcheinanderschrien.

»Was ist passiert?«, rief eine ältere Frau, die vor einer benachbarten Hütte stand. In all dem Durcheinander und Geschrei konnte man kaum ein Wort verstehen.

»Schnell!«, rief der Mann noch einmal. »Wir brauchen Hilfe! Eine Hütte brennt, wir müssen das Feuer so schnell wie möglich löschen, bevor es auf die benachbarten Wohnungen übergreift.«

Die meisten schlossen sich sofort der davonrennenden Gruppe an, andere riefen, »Was?«, »Wo?« oder »Welche Hütte?« Wieder andere füllten Wasser in die Kübel. Es herrschte ein wildes Durcheinander.

Pendo stand für einen Moment einfach nur da, eingefroren in seiner Bewegung, die er gerade noch für den vielleicht wichtigsten Moment seines Lebens gehalten hatte.

Nayeli war, ohne zu zögern den anderen gefolgt.

Inmitten dieses plötzlich ausgebrochenen Chaos stand Pendo da, und es kam ihm vor, als hätte ihn jemand mit einem Eimer Wasser übergossen.

Dicke Rauchschwaden stiegen auf. Die Luft war erfüllt vom Geruch des verbrannten Holzes und dem Lärm vieler durcheinanderrufender und schreiender Leute. Je näher Pendo kam, desto stärker spürte er die Hitze des Feuers.

Das Feuer hatte sich bereits ausgebreitet. Fünf Hütten brannten lichterloh, das Dach einer weiteren war bereits in Flammen aufgegangen. Ungefähr hundert Dyami waren damit beschäftigt, Eimer voll Wasser auf die Brandherde zu schütten, einige benutzten eigens dafür hergestellte Maschinen, die das Wasser in dicken Strahlen auf die Stellen lenkte, die sie mit einfachen Eimern nicht erreichen konnten. Überall lagen oder saßen Verletzte auf dem Boden, die man mit dem Nötigsten versorgte. Andere waren mit dem Schrecken davongekommen und beobachteten still das Geschehen um sich herum, vom Schock unfähig, einen Finger zu rühren.

So schnell er konnte, nahm Pendo einen der gefüllten Eimer. Offenbar hatte sich eine Gruppe gebildet, die die Gefäße am Brunnen auffüllte, um sie den anderen Helfern bereitzustellen. Er eilte zu der Hütte, die ihm am Nächsten war, und schwang das Wasser mit voller Kraft in ein Fenster, aus dem die Flammen loderten. Rasch wandte er sich ab, um einen weiteren Eimer zu holen, als er plötzlich einen gedämpften Laut wahrnahm. Ein unterdrückter Schrei, der eher einem Husten glich.

»Hallo?«, rief er durch das Fenster und näherte sich der Hütte so weit, wie es der beißende Rauch zuließ. »Ist da jemand?«

»Hilfe!«, vernahm er nun deutlich, obgleich es fast nur noch ein Röcheln war.

»Halt durch! Ich hol dich raus!« Ohne lang zu überlegen, warf er sich mit voller Kraft gegen die Eingangstür. Eine Woge von Qualm und Funken stob ihm entgegen. Er musste

husten, aber als sich die Wolke gelegt hatte, war der Blick auf das Innere der Hütte frei. Pendo holte noch einmal tief Luft und betrat die brennende Behausung. Er stolperte über verkohlte Holzbalken und bückte sich unter glühenden Strohbüscheln hindurch, die auf ihn herabzufallen drohten.

»Hallo?«, rief er noch einmal. Sofort bereute er seine Unbedachtsamkeit, denn als er Luft holen musste, schien es ihm, als habe er etwas Festes, Hartes eingeatmet. Er brach in reflexartiges Husten aus. Der dicke Rauch schien sich regelrecht in seine Lungenflügel gebissen zu haben und sich in seinem Körper auszubreiten. Sein Hals kratzte, die Augen brannten, ihm wurde schwindlig. Er hielt einen Ärmel vor Mund und Nase und kroch in gebeugter Haltung weiter, um sich unter einem halb eingestürzten Teil der Decke hindurchzuzwängen. Er musste in das andere Zimmer gelangen, aus dem der Hilferuf gekommen war.

Dort war die Tür, den Geistern sei Dank! Pendo wollte sich dagegen werfen, aber das Holz war offenbar angesengt und vom Wasser gelöscht worden. Als er es berührte, zerbrach die Tür in ihre Einzelzeile. Pendo betrat den Raum, sah sich um und erstarrte beim Anblick dessen, was sich ihm darbot. Was um alles in der Welt war das?

Der Raum war vom gleißenden Licht der Flammen erleuchtet, die gegenüberliegende Wand brannte lichterloh. Aber das waren keine normalen Flammen. Das Feuer schien geradezu eine Form zu besitzen. Eine Art riesiges Dreieck glühte dort, große Flammen unterteilten es in vier kleinere Dreiecke, von denen zwei etwa in der Mitte halbiert waren.

Wie ein übergroßes, unheilvolles Zeichen schien das Feuer im Raum zu stehen. Die Schatten dieser seltsamen Formation tanzten wild auf dem Boden im Schein der zuckenden Flammen, begleitet vom Knacken der brennenden Balken und dem Rauschen des lodernden Feuers.

»Hilfe«, ertönte es wieder, gefolgt von einem ächzenden Husten.

Pendo riss sich von der seltsamen Erscheinung los und sah in die Richtung, aus der er den Hilferuf gehört hatte. Dort, direkt neben dem Fenster lag ein älterer Dyami. Er war bis zu den Hüften unter einem Trümmerhaufen begraben, mit einem Arm hielt er sich schützend den Ärmel vor das Gesicht, mit dem anderen hatte er wohl versucht, sich an einem nahen Holzbalken aus den Trümmern der einstürzenden Hütte zu ziehen. Seine Hand umschloss immer noch das Holz, wenn auch kraftlos.

Pendo zögerte keine Sekunde und fing an, Steine und Holzteile auf die Seite zu räumen. Mit jedem Atemzug wurde ihm schwindlicher. Immer wieder musste er sich mit dem Ärmel über die tränenden Augen wischen, um durch den dichten Rauch noch etwas erkennen zu können. Er zwang sich, nicht dem Hustenreiz nachzugeben.

Der Mann rührte sich schon geraume Zeit nicht mehr.

Endlich waren die Beine des Dyami frei genug, dass er ihn herausziehen konnte. Mit letzter Kraft hob er den leblosen Körper auf und schleppte sich zur Tür und schließlich ins rettende Freie. Völlig erschöpft ließ er den Mann auf den Boden gleiten, sank neben diesem nieder und brach endlich in ein geradezu erlösendes Husten aus. Luft erfüllte endlich wieder seine Lungen.

Sofort kam einer der Helfer herbeigeeilt. Es war eine junge Frau, die sich über den Dyami beugte und seinen Puls fühlte. Dann gab sie Pendo einen Becher Wasser, der dankend nickte und sich immer noch röchelnd nach dem Mann erkundigte.

»Er ist nur bewusstlos«, beruhigte ihn die Frau. »Er wird wieder, dank deines Einsatzes.« Sie lächelte. »Wo hast du ihn gefunden?«

»Im Schlauhfraum, halb unter Schuhhht begraben.«

»Wie geht es dir? Bist du verletzt?« Pendo schüttelte den Kopf. »Danke, ich brauch nichts mehr.«

Sie nickte und wandte sich zwei Männern zu, die den

Bewusstlosen vorsichtig aufhoben und zu den anderen Verletzten brachten.

Eine Weile saß Pendo einfach nur da, atmete tief ein und aus.

Jemand rief seinen Namen.

Kurz darauf tauchte Nikan in seinem Blickfeld auf. »Was ist passiert? Geht es dir gut?«

»Ja, mir ist nichts passiert«, beruhigte ihn Pendo schwach und erklärte, was geschehen war.

Nikan setzte sich neben ihn und schüttelte den Kopf. »Mann, Mann, Mann, dich kann man wirklich nicht eine Sekunde allein lassen, schon liegst du irgendwo auf dem Boden rum«, scherzte er.

Pendo fühlte sich zu schlecht, um auf seinen Scherz einzugehen.

»Bist du sicher, dass alles in Ordnung ist? Soll ich dir vielleicht noch einen Becher Wasser holen?« Er wollte aufstehen, aber Pendo hielt ihn am Arm fest. »Nikan, kann ich dir was erzählen?«

Nikan sank zurück auf den Boden. »Natürlich. Was hast du denn?«

Pendo sah seinem neuen Freund in die Augen. »Du musst mir versprechen, dass du mich nicht für verrückt hältst.«

Nikan sah ihn fragend und gleichzeitig besorgt an.

»Also pass auf. Als ich in diesem Raum stand, habe ich was gesehen.« Er stockte. »Die Wand brannte. Aber irgendwie ... anders.«

Nikan zog die Augenbrauen hoch. »Anders?«

»Es sah aus wie ein Symbol.«

»Hm«, machte Nikan. »Du hast bestimmt eine Menge Rauch eingeatmet, bist du sicher, dass ...«

»Nikan, bitte, du musst mir glauben. Ich weiß, die Idee, dass ein Feuer irgendwelche Formationen annimmt, ist schwachsinnig. Aber ich habe mir das bestimmt nicht eingebildet! Es war riesengroß ... beeindruckend ... irgendwie

beängstigend.«

»Wie sah es denn aus?«

»Es waren vier Dreiecke ineinander. Hast du vielleicht ein Stück Papier?«

»Nein, leider nicht. Aber du kannst es mir ja ein andermal aufmalen. Jetzt ist erst mal wichtig, dass du wieder zu Kräften kommst.«

»Du glaubst mir doch, oder?«

Nikan sah ihm in die Augen. »Ich glaube dir. Und nicht nur das. Ich kann mir zwar nicht erklären, wie so etwas zustande kommen soll, aber ich finde, wir sollten auf jeden Fall herausfinden, was das für ein Symbol ist, was es bedeutet. Sobald du dich ausgeruht hast, gehen wir in die Bücherei und wälzen ein paar alte Schinken, was meinst du?«

Pendo nickte dankbar und ließ sich von Nikan auf die Beine helfen.

Das Feuer schien inzwischen unter Kontrolle, nur hier und da traten noch vereinzelt Flammen aus einem Fenster hervor. Die Helfer waren inzwischen damit beschäftigt, die Verletzten zu versorgen.

»Komm«, sagte Nikan, »hier können wir nichts mehr tun. Lass uns nach Hause gehen.«

»Warte! Ich will sichergehen, dass niemand aus meiner Familie verletzt ist.«

»Das glaub ich kaum«, entgegnete Nikan etwas überrascht. »Hast du nicht gesagt, ihr wohnt hinten beim alten Festplatz? Bestimmt haben deine Eltern von dem Feuer noch gar nichts mitbekommen.«

Pendo zögerte. »Meine Mutter ist mit Ahiliya befreundet, die in dieser Hütte gewohnt hat.« Er zeigte auf eine halb eingestürzte Behausung. »Vielleicht war sie zu Besuch.«

Zum Glück nahm Nikan ihm den Vorwand ab.

Sie gingen zu den vielen Verletzten.

Pendo hielt die Augen offen, aber Nayeli war nirgendwo zu sehen.

*

»Ruhe bitte!« Sakima, der Bürgermeister, hob beschwichtigend die Hände. »Beruhigt euch doch, ich bitte um Ruhe!«

Der neue Festplatz in der Mitte des Dorfes war bis in den letzten Winkel mit aufgeregten Dyami gefüllt. Alle redeten durcheinander, diejenigen, die das Feuer gesehen hatten, berichteten mit lebhaften Gesten von dem schrecklichen Ereignis, jene, die gerade erst davon gehört hatten, stellten neugierige Fragen.

Zu Hause hatte Pendo zunächst berichtet, was passiert war, geradezu froh darüber, eine so unerwartete Neuigkeit zu haben. Wenigstens dachte in diesem Moment niemand mehr an seine Blamage in der Arena. Nur Shima, seine Mutter und sein kleiner Bruder Ciqala waren zu Hause gewesen. Nosh, sein Vater war noch nicht von der Jagd zurück und Großvater saß vermutlich in der Taverne, wo er den Großteil seiner Zeit verbrachte und für gewöhnlich Bücher schrieb.

Pendo hatte sich eine Weile ausgeruht. Aber es war kaum eine Stunde vergangen, bis das Läuten der großen Glocke eingesetzt hatte, das die Bürger des Dorfes zur Versammlung auf den Festplatz rief. Wie es aussah, gab es vonseiten der Politik Klärungsbedarf, was den Brand betraf.

Seine Mutter war äußerst besorgt um ihn gewesen und hatte ihn mehrmals gefragt, ob er sicher sei, dass er schon wieder aufstehen wolle. Aber er hatte darauf bestanden, zu der Versammlung zu gehen. Shima war nicht mitgekommen, da bald Fütterungszeit war. Seine Mutter arbeitete für gewöhnlich auf der nahe gelegenen Farm. Neben unterschiedlichen landwirtschaftlichen Arbeiten hatte sie über die Jahre vor allem die Verantwortung für die Pflege der dort untergebrachten Yagura übernommen.

Pendo war an Nikans Hütte vorbeigegangen. Zusammen

hatten sie den Versammlungsplatz aufgesucht.

»Meine lieben Mitbürger«, begann der Bürgermeister, obgleich sich die Menge immer noch nicht beruhigt hatte. »Ich danke euch, dass ihr alle zu dieser Versammlung erschienen seid. Wie ihr euch sicher vorstellen könnt, geht es um das Feuer am nördlichen Dorfrand. Am heutigen Nachmittag sind fünf Hütten in Flammen aufgegangen und noch immer ist unklar, wie so etwas passieren konnte. Einen solchen Großbrand gab es in diesem Dorf seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr. Wie ihr wisst, haben neue, effektive Sicherheitsmaßnahmen und die Ausbildung kompetenter Fachkräfte das verhindert. Dennoch muss es heute nicht nur unbemerkt zu einem Feuer gekommen sein, der Brand konnte sich offenbar ungehindert ausbreiten. Daher bitte ich alle, die etwas zur Klärung der Ursachen dieser Katastrophe beitragen können, jetzt vorzutreten und zu sprechen.« Niemand rührte sich. Die Menge war mucksmäuschenstill geworden. Sakima blickte streng in die Gesichter seines Volkes. »Ich verstehe, dass der eine oder andere vielleicht nicht vor allen sprechen möchte. Aber es geht hier nicht um Anschuldigungen, nur um die Klärung der Situation. Sollte es sich um eine Fahrlässigkeit handeln, sind keine Strafen zu erwarten.« Als sich immer noch niemand meldete, wurde der Bürgermeister deutlicher. »Bitte, könnten die Betroffenen einmal vortreten?«

An einigen Stellen teilte sich murmelnd die Menge und nach ein paar Minuten hatten sich etwa ein Dutzend Dyami vor dem kleinen Podium beim Bürgermeister eingefunden, der herabstieg und nun jeden der Betroffenen befragte. Wo hatten sie sich zur Zeit des mutmaßlichen Ausbruchs des Brandes befunden, war ihnen etwas Ungewöhnliches aufgefallen, hatten sie vielleicht das Lagerfeuer unbeaufsichtigt gelassen?

»Unglaublich, was?«, meinte Nikan leise zu Pendo. »In diesem Dorf passiert so selten etwas wirklich Aufregendes,

dass ich den Eindruck habe, die zerreißt es gleich alle vor Neugierde.«

Pendo nickte. Es war tatsächlich erschreckend, wie gierig das Volk auf diese Tragödie reagierte.

Da die Unterredung zwischen dem Bürgermeister und den einzelnen Dyami einen scheinbar etwas privaten Charakter angenommen hatte, wurde die Menge unruhig. Zunächst setzte ein Murmeln ein, das jedoch schnell lauter wurde. Als alle wieder durcheinanderriefen, bestieg Sakima das kleine Podium und bat erneut um Ruhe. »Wie sich herausgestellt hat, muss eine Reihe dummer Zufälle die Ursache für das Feuer gewesen sein.«

Ein Murren ging durch die Menge, fast so, als seien die Leute enttäuscht von dieser wenig skandalösen Erklärung.

»Ich bitte nun diejenigen, die über die entsprechenden Kenntnisse verfügen, zu mir, damit wir einen Plan zum Wiederaufbau der beschädigten Htten ausarbeiten können. Die Versammlung ist hiermit be...«

»Halt, Moment!«

Alle anwesenden Dyami drehten sich zu dem Mann um, der weiter vorn etwas abseits der Menge stand und den Arm gehoben hatte.

»Ich möchte noch etwas sagen.«

»Bitte«, forderte Sakima ihn auf, weiterzusprechen.

Pendo musterte den Dyami. Er war nicht sehr groß, trug weite Hosen aus Leinen, wie fast alle im Dorf, um seinen Oberkörper war ein Tuch gewickelt, ebenfalls aus Leinen oder einem ähnlichen Material, mit einem Teil davon hatte er auch seinen Kopf bedeckt. Er konnte sein Gesicht nicht erkennen.

»Ich habe etwas beobachtet«, begann der Dyami, »hab aber geschwiegen, weil ich ungern jemanden beschuldigen möchte. Ich dachte, der Betroffene besitzt den Mut, zu seiner trlichen Tat zu stehen.«

Ein Raunen ging durch die Menge, vereinzelt brach

Gemurmel aus.

Sakima räusperte sich, sichtlich unangenehm überrascht. »Wie ist dein Name?«, fragte er dann mit ruhiger Stimme.

Der Dyami zögerte. »Panowau. Ich bin erst seit einigen Tagen von einer längeren Reise zurück.«

Das erklärte, warum niemand ihn zu kennen schien, dachte Pendo.

»Also Panowau, was hast du gesehen?«

»Ihn!« Der Mann deutete mit dem ausgestreckten Finger auf einen der Dyami, die vorher mit dem Bürgermeister gesprochen hatten.

Der Angesprochene sah erschrocken um sich und wich reflexartig einen Schritt zurück, obgleich ihn das nicht vor den neugierigen Blicken des Volkes schützte, das ihn jetzt gespannt musterte.

»Als ich vorhin die Straße hinunterging, habe ich ihn mit einer Fackel in der Hand hinter einer der Hütten verschwinden sehen. Außer mir war niemand auf der Straße, er muss mich also gesehen haben. Auch in den Hütten erschien es mir still. Man hatte mir gesagt, sie seien alle draußen auf den Feldern. Fast hatte ich den Eindruck, als wolle sich der Mann vor mir verstecken. Das war etwa eine Stunde, bevor ich von dem Feuer hörte, genug Zeit also, nicht nur eine, sondern gleich fünf Hütten in Brand zu stecken.«

Ein Aufschrei ging durch die Menge und sogleich brach wildes Gerede los.

»Ruhe! Liebe Leute, ich bitte euch!« Sakima ruderte sichtlich nervös mit den Armen und versuchte, sein Volk wieder zum Zuhören zu bewegen.

»Kennst du den?«, wandte sich Pendo an seinen Freund.

Nikan schüttelte den Kopf. »Ist dir aufgefallen, wie er das Tuch umgewickelt hat?«

»Fast so, als wolle er sein Gesicht verstecken.«

»Das dachte ich auch.«

»Und hast du diese dünne, knochige Hand gesehen? Er muss sehr alt sein.«

»Komisch, dass er nicht gesagt hat, zu wem er gehört«, überlegte Nikan.

Pendo musste ihm recht geben. Wenn ein Dyami nach seinem Namen gefragt wurde, so sagte er meist soundso aus der Familie soundso, oder Freund von soundso, falls er nicht ohnehin eine Stellung im Dorf einnahm, durch die er allgemein bekannt war, wie etwa Chesmu, der Wächter. Diese Angewohnheit ersetzte in gewisser Weise einen Nachnamen.

»Meinst du, er war so lang weg, dass ihn niemand mehr kennt?«, wollte Nikan wissen.

Pendo überlegte. »Ich weiß es nicht. Aber irgendetwas an diesem Kerl ist seltsam. Ich weiß nur nicht so recht, was es ist.«

Nikan sah ihn eine Weile an. »Mag sein. Aber wahrscheinlich bilden wir uns das nur ein, und er ist einfach nur ein alter Spinner, der weder Familie noch Freunde hat.«

»Tja, vielleicht hast du recht«, meinte Pendo und wandte sich wieder dem allgemeinen Geschehen zu.

Endlich hatte sich der Aufruhr gelegt.

»Wie war noch mal dein Name?«, wollte Sakima von dem Beschuldigten wissen.

»Ich bin Waupee, der Sohn von Chayton«, antwortete der gehorsam, immer noch sichtlich verwirrt von dieser plötzlichen Wendung des Geschehens.

»Und Waupee, was hast du zu dieser Anschuldigung zu sagen?«

Endlich schien sich der Dyami einigermaßen gefasst zu haben. »Was dieser Mann sagt, ist lächerlich!«, brach es regelrecht aus ihm heraus. »Erstens ist es schlicht und einfach nicht wahr, ich bin zu keiner Zeit mit einer Fackel unterwegs gewesen. Warum auch, am helllichten Tag? Und zweitens, warum sollte ich meine eigene Hütte in Brand

stecken? Noch dazu, nachdem ich gemerkt haben soll, dass mich jemand beobachtet hat.«

»Wenn du dich also nicht vor Panowau versteckt hast, kannst du mir sagen, was du tatsächlich gemacht hast?«

»Ich war gerade dabei eine Hütte zu reparieren.«

»Welche Hütte? War das deine Eigene?«

»Nein, die meines Nachbarn. Ein Teil seines Daches war bei diesem Unwetter vor ein paar Tagen beschädigt worden. Also habe ich angeboten, es zu richten.«

Sakima wandte sich an den Rest der Betroffenen. »Wer von euch ist dieser Nachbar?«

Ein älterer Dyami meldete sich und bestätigte, dem Beschuldigten diese Aufgabe übertragen zu haben. Er beschrieb seine Hütte, und Sakima fragte den Kläger, ob es sich um diese Behausung handle, hinter der sich Waupée versteckt haben soll.

Panowau bestätigte dies.

Sakima seufzte hörbar. Es war offensichtlich, dass ihn die Sache ins Schwitzen brachte. Ereignisse dieser Art kamen im Dorf der Dyami so gut wie nie vor. Eine gewisse Unsicherheit, wie er damit umgehen sollte stand dem Bürgermeister förmlich ins Gesicht geschrieben.

»Gibt es irgendwelche Uneinigkeiten zwischen euch? Hat es Streit wegen der Arbeit gegeben? Mit anderen Worten, kann jemand einen Grund vorbringen, der Waupée dazu hätte veranlassen können, seinem Nachbarn Schaden zuzufügen?«

Niemand rührte sich. Auch der Nachbar verneinte und schwieg sichtlich betroffen.

Niemand hatte Grund, einem anderen Schaden zuzufügen und jeder wusste das. Sie arbeiteten füreinander und miteinander, sie teilten die Lebensmittel und wenn nötig die Unterkünfte. Jeder in der Gemeinschaft hatte seine Rechte und Pflichten, die von allen nicht nur akzeptiert, sondern geschätzt wurden. Kaum einem wäre überhaupt ein Grund eingefallen, der einen Bewohner des Dorfes dazu hätte

bringen können, einem anderen Dyami außerhalb eines Kampfes echten Schaden zuzufügen.

»Ich habe gehört, Waupee ist ein guter Kämpfer«, meldete sich Panowau. »Wäre es nicht möglich, dass der gute Mann leichtsinniges Spiel mit bitterem Ernst verwechselt hat?«

»Der hat viel gehört, dafür, dass er erst seit ein paar Tagen zurück ist«, bemerkte Pendo leise.

Nikan lachte. »Auf der anderen Seite muss man nicht viel gehört haben, um zu behaupten, ein Dyami wäre ein guter Kämpfer.«

»Wie meinst du das?«, fragte Sakima und räusperte sich erneut, um seine Unsicherheit zu überspielen.

»Nun ja, könnte es nicht sein, dass er bei den Schaukämpfen in der Arena ein paar Mal zu oft unterlegen war? Manchmal hat man vielleicht das Gefühl, man müsse seine Kraft und Tapferkeit auf eine andere Art unter Beweis stellen, wenn es einem im Kampf nicht gelingen mag.«

Wieder kommentierte die Menge lautstark diese geradezu unglaubliche Beschuldigung.

Ein Dyami, der seine Niederlage im Kampf auf so niederträchtige Weise ausgleichen wollte, konnte es so etwas tatsächlich geben?

Als sich Sakima erneut Ruhe verschafft hatte, schien er eine Entscheidung getroffen zu haben. »Liebe Dyami, ich sehe, dass auf diese Art keine Klärung des Sachverhaltes herbeizuführen ist. Ich bitte die Betroffenen, sich morgen Mittag in meiner Hütte einzufinden. Ich gehe davon aus, dass es sich hier um ein Missverständnis handelt, und würde die Dinge gern im kleinen Rahmen und im Beisein des Ältestenrates klären. Die Versammlung ist nun beendet.« Damit wandte er sich von der Menge ab und überließ diese dem ersehnten lautstarken Meinungsaustausch.

Nikan und Pendo sahen sich an.

»Was hältst du von der Sache?«, fragte Pendo.

»Ich kenne Waupee, wenn auch nur vom Namen her. Sein

Vater war ein Bekannter von Manapi. Ehrlich gesagt kann ich mir nicht vorstellen, dass er etwas derart Böses getan haben soll. Aber von welchem Dyami kann man sich so etwas schon vorstellen?«

»Du hast recht, es geschehen immer wieder Dinge, die man nicht erwartet. Und trotzdem ...«, Pendo schüttelte skeptisch den Kopf, »nein, ich glaub, an der Sache ist was faul.«

»Tja, heute werden wir das jedenfalls nicht mehr erfahren.« Nikan zuckte mit den Schultern und blickte zum Himmel. Es dämmerte inzwischen. »Dann werde ich wohl mal nach Hause gehen, das Abendessen macht sich nicht von selbst.« Er grinste.

»In Ordnung«, entgegnete Pendo. »Sehen wir uns morgen?«

»Komm vorbei.«

»Nach dem Unterricht.«

Nikan verschwand in der sich langsam auflösenden Menge.

Pendo blickte sich suchend um. Hoffentlich sah er ihn noch. Ja, dort drüben war er. Er hatte den Platz überquert und betrat eine Seitenstraße.

Zügig folgte Pendo ihm.

Der so seltsam gekleidete Dyami war offenbar mit niemandem ins Gespräch gekommen, was ungewöhnlich war; zum einen, weil das halbe Dorf versammelt gewesen war und zum anderen, weil jeder andere halbwegs ehrenwerte Dyami gern noch eine Weile im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gestanden hätte, nachdem er endlich einmal etwas zu sagen hatte. Außerdem wäre er nach einer solch dreisten Beschuldigung sicher von seinen Freunden und Bekannten zur Rede gestellt worden, was vermutlich in einer heißen Diskussion geendet hätte. Der Unbekannte aber hatte sich so schnell und unbemerkt wie möglich aus dem Staub gemacht.

Vorsichtig spähte Pendo in die Gasse, in die dieser Panowau verschwunden war. Gerade noch erkannte er, wie er sich ein paar Mal umsah und in eine noch engere Gasse einbog.

Pendo schlich hinterher. Der Richtung nach musste er im südlichen Teil des Dorfes wohnen. Komisch, wenn er niemanden kannte, was um alles in der Welt hatte er also am Vormittag genau am anderen Ende der Stadt gewollt?

Block für Block folgte er dem Unbekannten, bis sie schließlich am südlichen Stadtrand angekommen waren. An der Stadtmauer blieb er mit einem Mal stehen, leicht nach vorn gebeugt.

Pendo hielt sich im Schutze eines Baumes versteckt, der vielleicht zwei Schritte von der Wand der letzten Hütte entfernt stand und spähte vorsichtig hinter dem dicken Stamm hervor. Inzwischen war es so dämmrig geworden, dass er nur noch die Umrisse des Mannes erkennen konnte. Was dieser tat, konnte er nicht sehen, da er ihm den Rücken zukehrte.

Was hatte der Unbekannte vor? Nach Hause zu gehen, war offenbar nicht sein Ziel gewesen. Seltsam, bald würde es stockfinster sein. Jeder vernünftige Dyami fand sich zu dieser Zeit irgendwo ein, wo es ein Feuer gab, wenn er keinen triftigen Grund hatte, unterwegs zu sein.

Ich werde ihn jetzt einfach ansprechen und zur Rede stellen. Pendo wurde es immer unbehaglicher. Was würde das für einen Eindruck machen, wenn ihn jemand entdeckte? Er wollte nicht noch mehr Ärger.

Er trat hinter dem Baum hervor, ging einen Schritt auf den Unbekannten zu, blieb dann aber mit einem Mal stehen und spitzte die Ohren.

Der Dyami murmelte leise vor sich hin, aber er konnte beim besten Willen nicht verstehen, was er sagte. Er sprach undeutlich und seine Stimme klang tief und monoton – und kalt.

Ihm lief ein Schauer über den Rücken. Eine derart raue und tonlose Stimme hatte er noch nie vernommen. Noch dazu schien der Dyami wie eingefroren. Unbeweglich stand er da, mit leicht gesenktem Kopf, den Blick auf die Stadtmauer vor ihm gerichtet, und diese eisige Stimme schien geradezu aus ihm herauszusprudeln, ohne dass er selbst es war, der sprach.

Sein Blick! Pendo durchzuckte mit einem Mal die Erkenntnis, ihm wurde heiß und kalt zugleich. Er hatte sich von der Seite her genähert, stand also nicht direkt hinter dem Mann.

Obwohl die Dyami mit vieler Art Waffen umgehen konnten, war die größte Waffe, die sie besaßen, ihre Augen. Ihr Blickfeld umfasste fast 360 Ur. Durch gebündelte Konzentration gelang es ihnen, wenn nötig, das Geschehen um sie herum verlangsamt wahrzunehmen, um schneller reagieren zu können.

Der Unbekannte aber hatte sein Auftauchen offenbar nicht bemerkt. Wieso war ihm das nicht schon vorher aufgefallen? Er hätte gleich stutzig werden müssen, als der Fremde sich umgesehen hatte, um sicherzugehen, dass ihm keiner folgte.

Was da für eine Kreatur auch vor ihm stand, es war mit Sicherheit kein Dyami!

In diesem Augenblick nahm Pendo eine Bewegung hinter sich wahr. Dank seiner guten Reflexe fuhr er blitzschnell herum und blickte in die Augen seines Vaters.

»Vater. Um Himmels willen, wie kannst du mich so erschrecken?« Hastig zog er seinen Vater in den Schutz des Baumes.

»Entschuldige, Junge. Ich war mir nicht sicher, ob du es bist, sonst hätte ich gerufen. Was treibst du denn hier um diese Zeit?«

»Ich ..., gleiche Frage an dich, was machst du hier?«

»Na, ich komme von der Jagd, was denkst du denn?« Er wedelte mit dem Kadaver eines Säbelzahnschweines vor Pendos Gesicht herum und sah ihm dann streng in die Augen.

»Hör mal, Großer, ich bin zwar der Ansicht, du bist alt genug, auf dich selbst aufzupassen, aber ich denke trotzdem, dass du um die Tageszeit hier draußen wirklich nichts verloren hast. Nicht mal eine Fackel hast du dabei, was?« Er schüttelte tadelnd den Kopf. »Also komm, gehen wir nach Hause.« Damit wandte er sich ab und marschierte ohne ein weiteres Wort los.

Pendo drehte sich noch einmal um, aber der Unbekannte war spurlos verschwunden.